



*Stephan Reinhardt*

# Georg Herwegh

## Eine Biographie

*Seine Zeit –  
unsere Geschichte*



*Wallstein*

Stephan Reinhardt  
*Georg Herwegh. Eine Biographie*



Stephan Reinhardt

Georg Herwegh

*Eine Biographie*

*Seine Zeit – unsere Geschichte*



WALLSTEIN VERLAG



# Inhalt

Vorwort . . . . .	7
-------------------	---

## Teil 1

Vormärz in Württemberg. Desertion. Exil in der Schweiz.  
1817–1843

1. Kindheit und Jugend . . . . .	11
2. Abbruch des Studiums – Freier Schriftsteller in Stuttgart . . . . .	32
3. Desertion und Flucht in die Schweiz . . . . .	43
4. Von Emmishofen nach Zürich – Redakteur der »Volkshalle« . . . . .	63
5. »Gedichte eines Lebendigen« . . . . .	84
6. Große Deutschlandreise . . . . .	124
7. Zurück in Zürich . . . . .	166

## Teil 2

Paris. 1843–1849

8. Zweiter Parisaufenthalt . . . . .	189
9. Fichtes »Menschenrecht auf Revolution« – Herweghs »Es kommt der Tag, da wird euch Fürsten grauen!« . . . . .	214
10. Die »soziale Frage« spitzte sich zu . . . . .	238
11. Revolutionsjahre 1848/49 . . . . .	267
12. Der »Heckerzug« und Herweghs »Legion« . . . . .	303
13. Herwegh und Herzen . . . . .	319

## Teil 3

Genf, Nizza, Zürich. 1851–1866

14. Romantische Liebe – Irrungen und Wirrungen . . . . .	337
15. Herweghs Rückkehr nach Zürich – Herwegh und Wagner, Freundschaft zweier »Kommunisten« . . . . .	353
16. Emmas Rückkehr . . . . .	378
17. Herwegh und Lassalle – »Bundeslied« des »Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins« . . . . .	436
18. »Eisen und Blut« . . . . .	449

Teil 4  
Baden-Baden. 1866–1875

19. Generalamnestie – Rückkehr nach Deutschland . . . . .	485
20. Mitglied der »Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands« . . .	505
21. »Code Bismarck«; »Schafott« und Krieg . . . . .	513
22. »Kriegsidiotentum« und Gewalt nach außen wie nach innen: die Pariser Kommune . . . . .	536
23. Stehe »im Solde der bekannten französischen Idee von 89« . . . .	554
24. Herwegh starb in Baden-Baden, »allgemein beliebt« . . . . .	569
Nachtrag . . . . .	575
Anmerkungen . . . . .	577
Zeittafel . . . . .	605
Literatur . . . . .	611
Bildnachweis . . . . .	624
Dank . . . . .	626
Personenregister . . . . .	627

## Vorwort

Über Nacht machten die »Gedichte eines Lebendigen« den 24-jährigen Georg Herwegh (vorübergehend) zum berühmtesten deutschen Freiheitsdichter. Mitten im demokratiefernen Milieu des feudalstaatlichen »Vormärz« schlugen seine aufrührerischen Liedtexte der »Freiheit eine Gasse«. Bekenntnisse wie »Ich bin ein freier Mann und singe. Mein ganzer Reichtum ist mein Lied« halfen, die Märzrevolution von 1848 auf den Weg zu bringen. Als Herwegh im April des Revolutionsjahres dann aus Paris mit einer deutschen Freiwilligen-»Legion« Friedrich Hecker in Baden zu Hilfe eilen wollte, scheiterte und mit seiner resoluten Frau Emma noch fliehen konnte, verfolgte ihn lebenslang der Vorwurf: Er sei ein Salonkommunist, feige vom Kampfplatz geflohen. Als Herwegh, der politischen Linken zugehörig, sich schließlich gegen die kriegerische Einigungspolitik Bismarcks wandte, wurde der Stab über ihn gebrochen. Nichts habe der »Nestbeschmutzer« von der »deutschen Volksseele« verstanden und zutiefst das »nationale Empfinden« verletzt. (Ein in Zeiten nationaler Verengung immer wiederkehrendes Argument – so im heute sich wieder ausbreitenden völkisch-nationalistischen Denkmuster des rechten Milieus, das sich über die AfD hinaus bis in die politische Mitte hineinfranst.) Das Besitz- und Bildungsbürgertum der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ließ sich durch erhebliche wirtschaftliche Begünstigungen, die ihnen die siegreiche preußische Kriegspolitik zuspielte, auf die Seite der Völkischen und Deutschnationalen ziehen. Fortan wurde Herwegh ausgegrenzt, entweder ignoriert oder nur widerwillig und verächtlich zur Kenntnis genommen auf den Kathedern der Hochschulen und Schulen.

Der Germanist Karl Riha hat diese Geringschätzung Herweghs in der deutschen Literaturgeschichte kurz nachgezeichnet.<sup>1</sup> Sie begann 1850 mit den kränkenden Stichworten des Germanisten Kurt Barthels: »Los von Gott, keck im Wort, feig in der That, das ist das Motto seines Charakters.« Konstruiert und als Schablone weitergereicht wurde Herweghs angebliche »Kläglichkeit« (Riha): Ein Salonlinker, der ein Wohlleben führte vom Gelde seiner Frau, einer reichen Jüdin. Seine Gedichte nur »tosender Redeschwall«, »Augen rollende politische Leidenschaft«. Da der politische Dichter zu dieser Zeit (und zeitmodisch bis heute immer wieder einmal aus der Perspektive unpolitischer – das Politische als Humanum ignorierender – Literaturfreunde) für zweitklassig erklärt wurde, gemessen am »echten Dichter«, galt dies in besonderer Weise für Herwegh. Diese fast



durchgehende Geringschätzung der Herwegh'schen politischen Dichtung nach dem Scheitern der Revolution von 1848 in der ›westlichen‹ Germanistik und Publizistik, abgesehen vom Intermezzo der 68er-Bewegung und einigen wenigen Zwischenrufen,<sup>2</sup> setzte sich fort in der 1999 veröffentlichten »Herwegh«-Biographie von Ulrich Enzensberger. Er unterstellte der Germanistik der DDR, zu deren beachteten Autoren auch Herwegh gehört hatte: »Die DDR-Germanistik hat Herweghs Heldenleben blankgeputzt. Diese neue Biografie stellt es zum ersten Mal in seiner ganzen Ambivalenz aufgrund zahlreicher, teilweise neu erschlossener Quellen dar.« Die »ganze Ambivalenz«, die Ulrich Enzensberger angeblich erstmals in seiner spöttisch »Ein Heldenleben« untertitelten Biographie anführte, fasste er in den literaturgeschichtlich schon festgezurrtten Schablonen zusammen: Dandy, Hysteriker, Salonrevolutionär, Politikasperle. Ingo Fellrath, Mitkurator der zuverlässigen Düsseldorfer Herwegh-Ausstellung »Freiheit überall, um jeden Preis!« von 1992, hat den hämischen Herzton und Grundfehler dieser Biographie aufgezeigt. Enzensberger ignorierte, dass und was die von ihm – wie nach der Wende von 1989/90 allgemein üblich – in toto diskreditierte DDR-Germanistik Bedeutendes in der Herwegh-Forschung geleistet hat. Mögen auch einzelne Kommentare dogmatisch gefärbt sein, so hat sich doch die ostdeutsche Literaturwissenschaft ernsthaft und zuverlässig mit Herwegh auseinandergesetzt. Die westdeutschen Germanisten ließen ihn dagegen in der Regel links liegen. Bestenfalls lächelte die konforme Mainstream-Germanistik milde. Nur wenige Publikationen wurden im deutschen Westteil veröffentlicht, die sich messen lassen konnten mit den Arbeiten von Bruno Kaiser und Ingrid und Heinz Pepperle. Ingrid Pepperle hat (in Verbindung mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein) mit Ausdauer und Sachverstand im Bielefelder Aisthesis Verlag eine sechsbändige »Kritische und kommentierte Gesamtausgabe« der »Werke und Briefe« auf den Weg gebracht. Eine besondere – editorische und kommentierende – Lebensleistung der Karlsruher Literaturwissenschaftlerin Ingrid und ihres Mannes Heinz Pepperle. Ohne sie wäre dieser Versuch einer (kulturgeschichtlich angelegten) Biographie nicht möglich gewesen. Weckruf dafür war das »Zeit«-Porträt von Michail Krausnick »Germania, mir graut vor dir«,<sup>3</sup> in dem der Neckargemünder Herwegh-Kenner angesichts der fast ganz vorliegenden Herwegh-Ausgabe (sie wurde 2019 mit dem 3. Band abgeschlossen) um eine neue Herwegh-Biographie bat. (Ermunterungen, auf dem richtigen Weg zu sein, kamen durch Beiträge von Benedikt Erenz, Christian Lindner und Hendrik Stein sowie vor allem durch etliche Gespräche mit Ingrid und Heinz Pepperle in Berlin-Karlsborst.)

Ingrid Pepperle, Ingo Fellrath und Michail Krausnick korrigierten das Fehlurteil, das sich in der deutschen Literaturgeschichte und dann auch in der westdeutschen Germanistik festgesetzt hatte: Ausgenommen die frühen »Gedichte eines Lebendigen« (erschieden im Juni 1841), habe Herwegh nicht mehr viel zu Papier gebracht. Ein Irrtum. Ebenso wurde Herweghs verblüffende Leistung als junger, erstaunlich urteilssicherer Literaturkritiker nicht zur Kenntnis genommen.

Ebenso übersehen wurde, dass Herwegh einer der ganz wenigen standhaften deutschen Demokraten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewesen ist. Wie kaum ein zweiter hat Herwegh sich gegen die selbst angemessene Führungsrolle des militarisierten Feudalstaates Preußen gewandt, gegen Bismarcks Einigungspolitik durch »Blut und Eisen« sowie das ihr zugrunde liegende »Kriegsidiotentum«, gegen die zeittypische, gleichwohl zynische Überzeugung, Krieg sei nicht nur ein notwendiges, sondern auch erfolgreiches Mittel der Politik. Krieg wurde verstanden als unvermeidliche »historisch konstruktive« Gestaltungskraft.<sup>4</sup> Und noch Thomas Mann erklärte in seinen (konservativen) »Betrachtungen eines Unpolitischen« von 1918 den »Militarismus« als »Erscheinungsform deutscher Moralität«.

Gegen diese Selbstverständlichkeit lehnte sich Herwegh, gestützt auf einen längeren Erkenntnisprozess, schließlich vehement auf. Wie kein anderer deutscher Schriftsteller hat er die auf Gewalt und Krieg gründende, ganz aus dem Geiste Friedrichs II. heraus geführte Politik des Hohenzollernprinzen Wilhelm – leidend – zur Kenntnis genommen und zum Gegenstand einer großen Missbilligung gemacht: sowohl des Kronprinzen (des »Kartätschenprinzen«) von 1848/49 als auch des 1864, 1866 und 1870 drei Einigungskriege führenden preußischen Königs Wilhelm I., der dann als Kaiser Wilhelm I. einem, so der leidenschaftliche Republikaner Herwegh, »Unding der Geschichte« vorstand. Diese Zeit, so Herwegh, sei zutiefst krank. Herwegh ächtete den Krieg als »Barbarei«.

Die sechsbändige Gesamtausgabe der »Werke und Briefe« gibt erstmals den Blick frei auf einen Autor, der als Zeitgenosse die industrielle Revolution und die mit ihr entstehende Arbeiterbewegung begleitete, und mehr noch: der in engem Umgang mit Sozialphilosophen wie Weitling, Bakunin, Marx, Proudhon, Lassalle u. a. Antworten suchte auf die immer bedrohlicher werdende »soziale Frage« und die zunehmende Aufspaltung der Gesellschaft in Arme und Reiche. Herwegh ist darin heute ganz aktuell. In ihm spiegeln sich die sozialen und politischen Verwerfungen der Gegenwart. Im Laufe von Herweghs Leben entfaltete und vergrößerte sich der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit immer mehr – bis hin zu grotesker sozialer Ungleichheit. Herwegh begleitete sie kritisch und

produktiv, zunächst als Sänger politischer Freiheit, dann als satirischer Lyriker. In der sich immens steigernden Ungleichheit wurde das Allgemeinwohl dem Renditeverlangen der Kapitalbesitzer geopfert. An der Erörterung der damit gestellten Fragen nahm Herwegh leidenschaftlich Anteil: Privates oder kollektives Eigentum? Im Interesse des Allgemeinwohls eingreifende sozialstaatliche Regulierung und Verstaatlichung oder wirtschaftsliberaler Nachwächterstaat? Reform oder Klassenkampf und revolutionäre Umwälzung der Eigentumsverhältnisse? Auf jeden Fall waren (und sind) Sozialismus und Demokratie zwei einander bedingende Seiten einer Medaille. Nahezu alle Beteiligten auf der Linken – von Weitling bis Marx – plädierten dabei in besonderer Weise mindestens auch für das Erfolgsmodell der Genossenschaften. 1948 haben die Väter des Grundgesetzes im Interesse des Allgemeinwohls in den Artikeln 14 und 15 die Sozialpflichtigkeit des Eigentums und das Prinzip der Vergesellschaftung ausdrücklich in die Verfassung geschrieben. Doch darin ruhen und schlafen sie. Von Herwegh bis Kevin Kühnert indes ist es ein Weg. Auf völkisch-rassische und nationalistische Stereotypen, die im Zuge der derzeitigen dritten Revolution der digitalisierten Globalisierung die Gedankenmuster eines sowohl sozialen wie demokratischen Staates in Frage stellen, fand der Weltbürger und Europäer, zu dem sich Herwegh im Laufe eines turbulenten Lebens entwickelte, produktive Antworten. Zum Beispiel in Sätzen wie »Die Rassenfrage gehört in die Gestüte, nicht in die Geschichte« oder »Blut soll fließen, aber in uns«. Diese Biographie versucht, Herwegh Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und im Blick zurück will sie helfen, die Gegenwart besser zu verstehen.

## Teil 1

### Vormärz in Württemberg. Desertion. Exil in der Schweiz.

1817–1843

#### 1. Kindheit und Jugend

Zwei Jahre und etliche Monate vor den Karlsbader Beschlüssen, am 31. Mai 1817, kam Georg (Friedrich Rudolf Theodor Andreas) Herwegh in Stuttgart zur Welt. Getauft wurde er vierzehn Tage später, am 15. Juni, in der Stuttgarter Altstadt in der spätgotischen Hospitalkirche. Herwegh war der Sohn des gelernten Kochs und späteren Gastwirts Ludwig Ernst Herwegh und seiner acht Jahre älteren Frau Rosine Katharina geb. Märklin. Der Vater stammte aus einfachen Verhältnissen, war der Sohn eines hessischen Kammerdieners (eines »Lakaien«) am Darmstädter Hof. In Stuttgart betrieb er zunächst das Gasthaus »Sonne«, wobei ihm immerzu Geldsorgen zusetzten. Die Mutter entstammte einer alteingesessenen schwäbischen Apothekersfamilie. Ihr Bruder Gottlieb Friedrich Märklin führte in Balingen, 70 Kilometer südwestlich von Stuttgart, eine Apotheke.<sup>1</sup> Dessen Sohn – Herweghs Cousin – Johann Jacob Märklin wurde Arzt und praktizierte in Balingen.

Stuttgart mit seinen ungefähr 20.000 Einwohnern war Residenzstadt, Hauptstadt des streng evangelischen, zweieinhalb Millionen Einwohner zählenden Königreiches Württemberg, des kleinsten Königreiches in Europa. Napoleon hatte 1806 den machtbewussten, 2,11 Meter großen und – so die Legende – etwa 200 Kilogramm schweren Kurfürsten Friedrich von Württemberg zu einem seiner treuesten Vasallen gemacht, indem er dem absolutistischen Autokraten, genannt der »schwäbische Zar«, die begehrte Königskrone aufsetzen ließ und dessen Landesterritorium um die Hälfte erweiterte. Der Preis war entsprechend hoch und blutig: Von den 12.000 württembergischen Soldaten, die 1812 mit Napoleon nach Russland zu marschieren hatten, kehrten nur wenige hundert in ihre schwäbische Heimat zurück. König Friedrich I., der »dicke Friedrich«, wie er auch genannt wurde, starb 1816, gut ein halbes Jahr vor Georg Herweghs Geburt. Seiner Missernten und Hungersnöte wegen ging das Jahr 1816 als »Jahr ohne Sommer« in die Annalen ein. Friedrichs I. Nach-

folger König Wilhelm I. (1781-1864) reformierte den absolutistischen Staat – in welchem sein Vorgänger mit Napoleons Hilfe die Verfassung abgeschafft hatte – in einen Verfassungsstaat. Stuttgart, die mit der beginnenden Industrialisierung rasch wachsende Metropole Schwabens, wurde wirtschaftlicher Knotenpunkt von Handel und Verkehr. Das nahe Tübingen – mit der 1477 gegründeten Eberhard-Karls-Universität eine der ältesten deutschen Universitätsstädte – wurde Mittelpunkt des geistigen Lebens des kleinen Königreichs. Verlage, Druckereien und Buchhandlungen – wie überall in Deutschland begünstigt durch neue Reproduktionsverfahren (Schnellpresse) – blühten auf. Die relativ liberale Verfassung erlaubte eine relative Pressefreiheit. Zahlreiche Zeitungen lagen in Stuttgarts Lesekabinetten auf. Eine erstaunliche Zahl: Allein 250 Schriftsteller lebten in der Stadt, der bekannteste unter ihnen Ludwig Uhland, der ab 1815 zugleich als Landtagsabgeordneter und führender Sprecher der »Landstände« freisinnige Ideen vertrat. 1848 trat er im ersten gesamtdeutschen Parlament, in der Frankfurter Nationalversammlung, als Demokrat für die Abschaffung des Adels und die Bewaffnung des Volkes ein.

Die Ehe von Herweghs Eltern war unglücklich. Ewige Streitereien führten zu andauernd hässlichen Szenen. Der Vater wurde tötlich. Die Großeltern mütterlicherseits in Balingen, der 3.000-Einwohnerstadt auf der Alb, am Fuß des Hohenzollern, boten der Mutter, Georg und der fünf Jahre jüngeren Schwester Friederike mehr als einmal Zuflucht. Und nicht Mund- oder Garkoch und Gastwirt sollte ihr einziger Sohn werden, sondern evangelischer Pfarrer, entschied die Mutter. Für Herwegh, väterlicherseits ja aus einfachen Verhältnissen, bestand in Württemberg die Chance eines gesellschaftlichen Aufstiegs nur darin, sich über die Stationen Landexamen, Maulbronner Seminar und Tübinger Stift auf die theologische Laufbahn vorzubereiten. Eine zu dieser Zeit lukrative Gelderwerbsquelle.

*Lateinschule in Balingen – »Veitstanz« – Besuch des »Evangelisch-theologischen Seminars« von Maulbronn – Scheidung der Eltern*

Als Georg zwölf Jahre alt wurde, 1829, nahm ihn die Mutter seiner schwächlichen Gesundheit wegen vom Stuttgarter humanistischen Eberhard-Ludwigs-Gymnasium und schickte ihn auf die Lateinschule in Balingen. Dort wohnte er nicht bei seiner Großmutter Rosina oder seinem Onkel, dem Apotheker Gottlieb Märklin, sondern war Pensionsgast im Haus eines Lehrers. In Balingen verbrachte Herwegh einen wesentlichen Teil seiner »Kinderjahre«.<sup>2</sup> Kurz vor Weihnachten 1830 erkrankte der

junge Herwegh jedoch schwer an Veitstanz, an von Krämpfen und Gliederzittern begleiteten Anfällen, heute Chorea genannt. Der vom Arzt hinzugezogene Student Friderich Achill Schmidt promovierte wenig später über Herweghs Krankheitsverlauf mit dem Titel »Geschichte eines Veits-Tanzes welcher mit dem thierischen Magnetismus behandelt und zum Theil geheilt wurde«. Die besorgten Eltern ließen nach Beginn der Erkrankung den erheblich abgemagerten Jungen nach Stuttgart zurückbringen. Dort widersetzte er sich zunächst, um dem von ihm gefürchteten Vater nicht zu begegnen, der Unterbringung im Elternhaus. Als die Behandlung in Stuttgart durch »Professor Dr. Jäger« nicht so recht anschlug, nahm der 13-Jährige sie selbst in die Hand. Er therapierte sich selbst und genas, nicht zuletzt dank einer Opiumtinktur. Herwegh glaubte sich fortan im Besitz medizinischer und besonderer hellseherischer Fähigkeiten. Seine Mitschüler in Balingen bewunderten ihn dafür. Spätere Freunde fassten Vertrauen zu ihm und fragten ihn um medizinischen Rat; selbst Richard Wagner zog ihn ins Gespräch, ging es um Krankheiten und die Methoden ihrer Heilung.

Anfang April 1831 wieder in Balingen, wurde Herwegh bald darauf konfirmiert. Im Herbst des Jahres bestand er in Stuttgart schließlich das dritte Landexamen. Damit hatte er die Bedingung für das in Württemberg schon seit den Tagen der Reformation für Nichtadelige kostenlose Theologiestudium erfüllt, nicht anders als vor ihm Schelling, Hegel und Mörike.

Nach der Trennung der Eltern im Oktober 1831 verließ Herwegh Stuttgart und trat am 25. Oktober als 14-Jähriger in das »Evangelisch-theologische Seminar« Maulbronn ein, eine der eindrucksvollsten Klosteranlagen des Mittelalters nördlich der Alpen. Ein Ort, in dem der Schwarzkünstler Faust laboriert, der Astronom Johannes Kepler Gesetzen der Planetenbewegungen nachgesonnen und Friedrich Hölderlin die jüngste Tochter des Klostersverwalters, Louise Nast, verehrt hatte. Hölderlin, den Herwegh später im Turm in Tübingen besuchen sollte und auf dessen große Bedeutung als Dichter der aufbegehrenden Jugend er als Erster aufmerksam machte und dem er ein schönes Gedicht widmete.

Der Ehestreit der Eltern setzte sich derart fort, dass die Mutter nach der Trennung schließlich die Scheidung anstrebte; für den 15-jährigen Georg Herwegh eine schwere psychische Belastung. Am 19. Juli 1832 beschwor er im ersten überlieferten Brief an die Mutter – ein bewegender Brief –, es doch noch einmal mit dem Vater zu versuchen:

Ist es denn gar nicht Nicht mehr möglich? Gott, ich verzweifle fast.  
Versuche es noch einmal, ach, Du weißt nicht, wie es einem Kinde zu

Muth ist, wenn es die Eltern getrennt wissen muß. – Keines von den Eltern kann ich verstoßen, das ist, wie Du wohl einsehen wirst, nicht mehr als Kindespflicht. – Probier es noch einmal.<sup>3</sup>

Doch der Appell blieb vergeblich. Drei Monate später wurde die Ehe geschieden. Die Mutter zog zu ihren Verwandten nach Balingen. Der Vater heiratete wieder: am 15. Oktober die um zwanzig Jahre jüngere Karoline Katharine Will, eine Pforzheimer Uhrmachertochter. In der Stuttgarter Eberhardstraße 31, in der Nähe des Rathauses, betrieb er eine neue Wirtschaft.

*»Herwegh, Sie dichtet z'viel und denket z'wenig!« –  
Gesteigerte Vorliebe für »fremde Lektüre«*

Herwegh, der unter anderem mit einer lateinischen Reimübung und einem Hebräisch-Aufsatz die Aufnahmeprüfung bestanden hatte, galt im »Evangelisch-theologischen Seminar« von Maulbronn als sonderlicher, aber gutmütiger und geselliger sowie genial begabter Mitschüler. Zunächst fiel er nicht auf und kränkelte oft. Doch dann zeigte sich: Er reimte, dichtete und schrieb Verse in die Stammbücher der Mitschüler. Als Ephorus Hauber, der Leiter des Stifts, bemerkte, wie sein vielseitig begabter Primus Georg Herwegh in Mathematik im Lauf der Zeit an Eifer nachließ, verlieh er seinem Ärger Ausdruck mit dem schwäbischen Satz: »Herwegh, Sie dichtet z'viel und denket z'wenig!« Es wurde in Maulbronn ein geflügeltes Wort, so berichtete Herweghs langjähriger Studien- und Stubengenosse Theodor Ruoff, ein Freund und Vetter des Theologen David Friedrich Strauß und später ein vorzüglicher Übersetzer von Voltaires Eifersuchtstragödie »Zaire«, des größten Bühnenerfolgs des Wegbereiters der Französischen Revolution.<sup>4</sup>

Der Maulbronner Seminarist Herwegh aus der Stube »Athen« (Mitschüler waren Gustav Diezel, Theodor Ruoff u. a.) erreichte zwar überdurchschnittliche Leistungen, war jedoch keineswegs ein gehorsamer Schüler. Verstöße gegen die strenge Seminarordnung trugen ihm zahlreiche Strafen ein. Je älter er wurde, desto mehr häuften sich in seiner Schulerakte Einträge wie Karzer wegen »Ausdehnung der Reiseerlaubnis«, »Unvorsichtigkeit«, »Ungehorsam«, »Hang zum Schuldenmachen« und nicht zuletzt »fremde Lektüre«.

Weit mehr als der Theologie und der Ausbildung zum bevorstehenden Pfarrerberuf galt Herweghs Interesse »fremder Lektüre«. Er hatte schon zu Hause in Stuttgart, so die Mutter, immerzu gelesen, selbst un-

ter der Kirchenbank beim Gottesdienst. Nicht anders in Balingen und in Maulbronn. Der aufnahmehungrige Schüler des Maulbronner Seminars erwarb erstaunlich schnell sehr viel Kenntnis und Wissen, besonders in seinen Steckenpferden Poesie, Philosophie und Politik sowie in der Historie und Naturkunde. Er habe, schrieb Herwegh später, in Maulbronn als 15-Jähriger heimlich unter der Bank Ludwig Börnes »Briefe aus Paris« und eben auch jene aufrührerischen Reden gelesen, die im Jahre 1832 auf dem »Hambacher Nationalfest der Deutschen« gehalten wurden. Der politische Publizist Ludwig Börne, ein Vorbote der deutsch-französischen Freundschaft, war nach Ausbruch der Julirevolution 1830 nach Paris gereist, in dem bereits etwa 7.000 deutsche Emigranten lebten – mit eigener Presse und eigenem Vereinsleben. Aus seiner Korrespondenz mit seiner Freundin Jeanette Wohl entstanden die »Briefe aus Paris«. Die ersten beiden Teile erschienen vor der Jahreswende 1831/32 bei Hoffmann & Campe in Hamburg. Trotz des Verbotes in ganz Preußen am 10. November 1831 (und weiterer Bundesstaaten) lösten diese Briefe sowohl in Deutschland als auch in ganz Europa ein lebhaftes Echo aus. Julius Campe, Börnes schlagfertiger, mit einer Begabung zum Schelm ausgestatteter Verleger, ließ sich nicht einschüchtern und musste mehrfach vor Gericht erscheinen mit der Begründung, »weil das Buch die größten Schmähungen gegen ... die Fürsten und Regierungen des Deutschen Bundes enthält und zum Aufruhr reizt«. Das Hamburger, von Metternichs Wien aus gesteuerte Gericht bezog sich auf Stellen wie:

Man macht noch viel zu viel Umstände mit den Königen, man heuchelt zu viel. Man sollte ihnen allen einen Termin von vier Wochen setzen, binnen welchen sie eine bessere Regierung einzusetzen hätten, oder – fort mit ihnen.<sup>5</sup>

Börne wurde der erste bedeutende deutsche politische Publizist, ein mit Witz und Satire streitender Feuilletonist, der die Weltfremdheit der deutschen Gelehrten mit seinem Wirklichkeitssinn und seinem – auch jüdischem – Kosmopolitismus aufbrach, unbestechlich im Charakter. Börne war begeistert von den Ideen der Französischen Revolution und vertraut mit dem sie vorbereitenden kritischen Geist der französischen Aufklärer, mit Molière, Voltaire, insbesondere Rousseau. Und er war nahe an Politik und Kunst zum Beispiel durch Besuche der Salons von Paris – u.a. dem des Generals Lafayette, des Befehlshabers der Nationalgarde und Anführers der liberalen großbürgerlichen Opposition, und dem des Bildhauers David d'Angers, der wenig später die Giebelfelder des Panthéon mit den Plastiken der berühmtesten Franzosen der Revolutionszeit ausstat-



tete. Börne machte durch seine »Briefe aus Paris« den heranwachsenden Vielleser Herwegh bereits schon mit Autoren wie Balzac, Victor Hugo und George Sand bekannt sowie durch seine Übersetzung von »Paroles d'un croyant« (»Worte des Glaubens«, 1834 erschienen in Hirsau und Paris) mit der religiösen Sozialphilosophie des einflussreichen bretonischen Priesterrebellens Lamennais. Börne nahm die (unvollendeten) Revolutionen von 1789 und 1830 zum Anlass, aus ihnen Notwendigkeit und Bauplan auch einer baldigen Revolution in Deutschland herzuleiten. Er prangerte an, dass das Bürgertum namentlich in der Julirevolution von 1830 den Umsturz hintertrieben hatte. Und er berichtete über den Aufstand der Lyoner Seidenweber im November 1831, bei dem Regierungstruppen die hungernden Arbeiter zusammenschossen. Woraufhin er den berühmten Satz formulierte:

Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm und zu schlecht sind, zu begreifen, dass man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armut zu Felde ziehen müsse.<sup>6</sup>

Börne, der sich vom Anhänger des Volkskönigtums zum Republikaner gewandelt hatte, kritisierte offen den Opportunismus des deutschen Bürgertums. Dessen Schwanken und schließlicher Standpunktwechsel hatte zur Ursache:

Dem deutschen Bürgerstand wird Angst gemacht vor dem Pöbel, und er bewaffnet sich, stellt sich in seiner viehischen Dummheit unter das Kommando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen.<sup>7</sup>

Börnens Berichte und Bewertungen waren nicht nur im Sinne des Maulbronner Schülers Georg Herwegh, sondern vor allem auch Gedankengut der nach Hambach strömenden Handwerkergelesen und Studenten. Eingeladen als Ehrengast, fuhr Börne aus Paris ins pfälzische Neustadt, wo der führende publizistische Kopf unter den deutschen Emigranten emphatisch gefeiert wurde:

Gestern abend brachten mir die Studenten ... ein Vivat mit Fackelzug vor meine Wohnung. Schon früher zog mir auf den Straßen alles nach mit Geschrei: es lebe Börne, es lebe der deutsche Börne! Der Verfasser der Briefe aus Paris.<sup>8</sup>

Herwegh begeisterte sich nicht nur für Börne, sondern auch für den Publizisten Johann Georg August Wirth, mit dem er wenige Jahre später in engen beruflichen Kontakt kommen sollte. Der Pionier der Pressefreiheit Wirth hatte für seinen Satz große Zustimmung erhalten: »Die freie Presse ist die Schutzwehr der Völker gegen die Tyrannei der Machthaber.« Gemeinsam mit Philipp Jacob Siebenpfeiffer hatte Wirth das »Hambacher Fest« organisiert, das im Mai 1832 auf der mittelalterlichen Schlossruine Hambach stattfand, oberhalb von Neustadt an der Weinstraße. Wirth und Siebenpfeiffer waren die Hauptredner vor etwa 32.000 Studenten, Handwerkern und freiheitsliebenden »Patrioten«, die aus ganz Deutschland herbeigeströmt waren zur damals größten politischen Kundgebung für Freiheit, nationale Einheit und eine europäische Republik. Wirths zündende Kampfrede, in der er zur Bildung eines »Bundes der Patrioten« aufrief, gipfelte in einem dreifachen Hoch auf die »vereinigten Freistaaten Deutschlands« und das »conföderierte republikanische Europa«. Aus dem nahen Frankreich herbeigeeilte deutsche Exilanten sangen die Marseillaise und beliebte Arien aus Rossinis Freiheitsopern. Wirths Hambacher Rede begeisterte Herwegh und einige der Tübinger Stifter so sehr, dass auch sie sich »Patrioten« nannten. Für Fürst Metternich, für die Obrigkeit im Deutschen Bund, war Hambach dagegen das Signal einer von Paris aus gesteuerten europaweiten Verschwörung gegen Fürsten und Feudalregime.

*1830: Julirevolution in Frankreich –  
Fanfaren der Freiheit überall in Europa*

Zwei Jahre zuvor hatte die Julirevolution in Frankreich den europäischen Umbruch in Richtung Demokratie auf den Weg gebracht. Eine Wirtschaftskrise hatte die materielle Not der Bevölkerung vergrößert und die politische Repression verschärft. Karl X., ein jüngerer Bruder des 1793 hingerichteten Ludwig XVI., war 1824 seinem liberaleren Bruder Ludwig XVIII. auf den Thron gefolgt. Er verstand sich nicht wie sein Bruder (nur) als konstitutioneller Monarch, sondern als Herrscher von Gottes Gnaden. Er ließ deshalb die Pressezensur wieder einführen, löste die Zweite Kammer (den Senat) auf und schränkte das Wahlrecht ein. Daraufhin wurden unter der Parole »Nieder mit den Bourbonen« in der Nacht vom 27. zum 28. Juli in Paris Barrikaden errichtet. In Arsenalen hatten sich die Aufständischen Waffen besorgt. Die Armee, unter ihnen viele, die noch 1789 und das napoleonische Kaiserreich erlebt hatten, schlug sich ebenso auf die Seite der Revolutionäre wie die Fraktionen des Bürger-

tums. Karl X. verlor so im Laufe des 29. Juli jeden Rückhalt. Er entschloss sich zur Flucht, kurz bevor die Tuilerien, das königliche Schloss, mit dem Ruf »Vive la République!« gestürmt wurden. Nach drei »ruhmreichen«, unblutigen Tagen – »les trois glorieuses« – war das restaurative Regime Karls X. hinweggefegt worden. Die siegreichen Aufständischen erwarteten nun die Ausrufung der Republik. Doch es kam nur zu einem Dynastiewechsel – von den Bourbonen hin zum Hause Orléans, einer bourbonischen Seitenlinie.

Der renommierte Historiker Adolphe Thiers, der einflussreichste Journalist unter den Befürwortern der liberalen Spielart der konstitutionellen Monarchie, hatte den Herzog von Orléans als neuen »Bürgerkönig« (»roi-citoyen«) ausgerufen. Immerhin galt der Herzog als Vertreter liberaler Reformen. Dem Prinzip der Volkssouveränität trug Louis-Philippe auch insofern Rechnung, als er die legislative Gewalt nun mit dem Parlament teilte.

Vor, während und vor allem nach der Julirevolution des Jahres 1830 erklangen in Europa die Fanfaren der Freiheit: Die Griechen hatten sich nach Jahren des Unabhängigkeitskrieges von der osmanischen Fremdherrschaft befreit. Belgien gelang der Abfall von den Niederlanden und die Errichtung eines souveränen Staates. Polen, im Wiener Kongress von 1815 zwischen Russland, Preußen und Österreich erneut aufgeteilt und als Staat von der Landkarte getilgt, versuchte 1830 das Joch der Besatzer abzuschütteln und seine Souveränität zurückzugewinnen. Zu dauernden Unruhen kam es in Italien, das die europäischen Großmächte Frankreich und Österreich sich seit Jahrhunderten zur Beute machten und in ihrer Rivalität zum regelrechten Spielball. Der Schüler Herwegh hörte die Fanfaren der Freiheit, und er begann mitzufiebern.

### *Herwegh las die Klassiker und Autoren des »Jungen Deutschland«*

Georg Herwegh hatte in Maulbronn mehrfach sein großes »poetisch-deklamatorisches Talent« (Zeugnis 1835) unter Beweis gestellt. Zum Beispiel in einem 12-strophigen Gedicht (in je 8, genau befolgten trochäischen Versen) über den plötzlichen Tod zweier Mitschüler.<sup>9</sup> Unmittelbar davor zeigte er in einer Gedenkrede, die er für die Verstorbenen nach dem Morgengottesdienst des Neujahrstages 1833 hielt, dass er ein zuverlässiger Theologe, ein wirklicher »Gottes Streiter« (Herwegh), zu werden versprach. Seine kunstfertigen Worte in dieser gewandten »Redeact«-Lehrstunde erfüllten alle Erwartungen:

Der Tod bringt uns an die Grenze der Ewigkeit, wir haben nur einen Schritt in den Himmel, nur einen in die Hölle, aber der Glaube trägt uns glücklich über die schaurigen Tiefen zu den Gefilden der Seligen hin ... Wir kommen vom Himmel und gehen über die Erde wieder zum Himmel, unser Streben endiget in Gott.<sup>10</sup>

Aber Herwegh, der hochbegabte Schüler des Maulbronner Seminars, las ja statt der gestrengen theologischen Literatur die kosmopolitischen Klassiker Lessing, Goethe und Schiller, und nicht nur Hölderlin, Uhland, Tieck, Platen, nicht nur die Engländer Shakespeare, Byron und Shelley, sondern eben auch Börnes Ratschlägen folgend schon die französische Literatur der Zeit: als Pubertierender die anstößigen Frauenromane von George Sand, mehr noch die breit angelegten Gesellschaftsporträts von Honoré de Balzac und Victor Hugo, und nicht zuletzt die sozial aufrührerischen Chansontexte Bérangers sowie die kritischen Schriften des Abbé Lamennais, der die sozialen Ideen Rousseaus und Saint-Simons in die katholische Kirche Frankreichs hineintrug. Wofür ihn Papst Gregor XVI. 1834 ächtete.

Zunächst freilich las der junge Herwegh vor allem jene jungen deutschen Autoren, die auf Beschluss des Deutschen Bundestages vom 10. Dezember 1835 verboten wurden: die der »literarischen Schule« des »Jungen Deutschland«. Begründung des Verbots: Sie versuchten, »in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören«. Amtlicherseits aufgeführt wurden die Namen von fünf Autoren: Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt. Ludwig Börne in Paris hatte man zunächst vergessen. Die genannten Autoren bildeten zwar keine »Schule«, aber sie einte einerseits ihr Engagement gegen die reaktionäre Politik der regierenden Fürsten des Deutschen Bundes sowie ihr Protest gegen die Regelstarre in Fragen der christlichen Religion und Moral, andererseits ihr Eintreten für Freiheitsrechte und soziale Gerechtigkeit. Unter den rebellischen Autoren des »Jungen Deutschland« gab der junge Georg Herwegh den Demokraten und Republikanern Karl Gutzkow und Ludolf Wienbarg den Vorzug vor den Liberalen Heinrich Laube, Wilhelm Kühne und Theodor Mundt.<sup>11</sup>

*Der führende Literaturkritiker  
Wolfgang Menzel denunzierte Gutzkow*

Gutzkows im August 1835 von dem Mannheimer Verleger Dr. Zacharias Löwenthal herausgebener Roman »Wally, die Zweiflerin« war bereits einen Monat nach Erscheinen nicht nur in Preußen, sondern in den meisten Staaten des Deutschen Bundes wegen »Unmoral« verboten worden – ausgerechnet auf Initiative hin und mittels des Gutachtens des damals maßgebenden Literaturkritikers Wolfgang Menzel. Menzel war zunächst Gutzkows Freund und Mentor gewesen, er hatte ihn nach Stuttgart geholt in seine Redaktion der einflussreichen Literaturbeilage von Cottas führender deutscher Kulturzeitschrift, dem »Morgenblatt für gebildete Stände«. Der königstreue und christlich-orthodoxe Menzel, inzwischen hatte er sich mit dem Republikaner Gutzkow überworfen, denunzierte in der Ausgabe vom 11./13. September seines »Literaturblattes« dessen Roman »Wally, die Zweiflerin« als »französische Affenschande«, angefüllt mit »vollkränklicher, raffinierter, ausgetüftelter Wollust«, »gotteslästerlich« und »sittenverderbend«, und er befand: »Nur im tiefsten Kote der Entsittlichung, nur im Bordell werden solche Gesinnungen geboren.« Schläge unter die Gürtellinie. Gutzkow, Menzels ehemaliger »Adjutant«, hatte in seinem in drei Wochen niedergeschriebenen Roman die bizarre Liebesgeschichte der exaltierten und depressiven Adligen Wally und des zynischen, hochintelligenten Lebemanns Cäsar erzählt. Ein Hauptthema des Romans war die Problematik der sexuellen Emanzipation der modernen Frau, inspiriert von George Sands Erfolgsroman »Lélia«, dem Psychogramm einer das sexuelle Selbstbestimmungsrecht einfordernden Frau. Das zweite Thema war »die religiöse Emanzipation, der Glaubenszweifel« (Jörg Drews), an dem Wally schließlich zugrunde geht. Wally las die aufwühlenden Argumente, mit denen zeitgenössische Religionskritiker wie David Friedrich Strauß die göttliche Existenz von Jesus Christus verneinten, und sie entlebte sich daraufhin mit einem Stilet. Gutzkows Kommentar: »Sie, die Zweiflerin, die Ungewisse, die Feindin Gottes, war sie nicht frömmere als die, welche sich mit einem nicht verstandenen Glauben beruhigen?« Die Romanszene, in der sich Wally auf Cäsars Bitte hin splitternackt entkleidet und sich ihm rauschhaft hingibt – was Gutzkow damit begründete, dass doch »das wahrhaft Poetische unwiderstehlich ist, dass das Poetische höher steht, als alle Gesetze des Herkommens und der Moral« –, wurde von Menzel als Pornographie denunziert. Menzels als Kritik getarnte Denunziation führte dazu, dass Gutzkow in Mannheim beim Mittagstisch im »Pfälzer Hofe« verhaftet, sechs Wochen in Untersuchungshaft gehalten und dann wegen des »Angriffes auf die christliche

Religion« zu vier Wochen Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Die »Klage auf Blasphemie und Darstellung unzüchtiger Gegenstände« ließ das Gericht fallen. Der Mannheimer Verleger Zacharias Löwenthal wurde freigesprochen.<sup>12</sup> Allerdings überstand er mit seinem Verlag nicht den wirtschaftlichen Schaden, den ihm das Verbot zugefügt hatte.<sup>13</sup> Dass sich von »Wally« auch die Autorenkollegen Heinrich Laube und Mundt distanzieren, enttäuschte Gutzkow besonders. Laube hatte, um seine Karriere nicht zu gefährden, seine oppositionelle Haltung schnell wieder aufgegeben, weshalb ihn Herwegh als »Überläufer« bezeichnete.

### *Verbot des »Jungen Deutschland«*

Das Mannheimer Urteil, das einen scharfen Einschnitt in Gutzkows Leben bedeutete, gab den Anstoß zum Verbot des »Jungen Deutschland« laut Bundestagsbeschluss vom 10. Dezember 1835. Menzel hatte nicht nur Gutzkow, sondern auch Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt als »Schwächlinge, Wollüstige, literarische Wüstlinge, Auswurf der Nation« bezeichnet. Ihre Werke seien, wie schon angedeutet, voller »ins Bordell gehöriger Nuditäten«. Und, ereiferte er sich weiter: »Die Physiognomie des jungen Deutschland war die eines aus Paris kommenden, nach der neuesten Mode gekleideten, aber gänzlich blasieren, durch Liederlichkeit entnervten Judenjünglings mit spezifischem Moschus- und Knoblauchgeruch.« Und Heine, dem Menzel immerhin Talent zubilligte, benutze seine Fähigkeiten nur, um über »alles Heilige und Hohe, Edle und Unschuldige in der Welt« zu lästern. Menzel war mit seinen chauvinistischen, christlich-dogmatischen und antisemitischen Ansichten der personifizierte Reaktionär, ein Metternich der Literatur. Vergeblich versuchte Gutzkow mit Menzel, indem er ihn einen »Denunzianten« nannte, ein Duell herbeizuführen. Der verweigerte es.

### *Gutzkow als geistiger Mentor. Literatur als Kritik an den herrschenden Verhältnissen*

Herwegh las und bewunderte von früh an den sechs Jahre älteren, gebürtigen Berliner Karl Gutzkow. Er wurde eines seiner Vorbilder. Gutzkows Vater, ein gelernter Maurer, hatte sich vom »Bereiter« (Pferdeknecht) bis zum Stallmeister des Prinzen Wilhelm von Preußen – des späteren »Kartätschenprinzen« – hochgedient. Als Einser-Absolvent des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums – wo er sich mit seinem zeitweisen Mit-



Abb. 1: Karl Gutzkow

schüler Adolf Glaßbrenner angefreundet hatte – erhielt Gutzkow sogleich freien Zugang zur benachbarten Universität, wo er noch bei Hegel und Schleiermacher Philosophie und Theologie studierte. Am 3. August 1830 erhielt er in der großen Universitätsaula in Gegenwart des Kronprinzen für seine akademische Preisschrift »De diis fatalibus« einschließlich einer Geldprämie den Preis der Philosophischen Fakultät – aus der Hand Hegels.

Gutzkow, ein homo politicus, ergriff die Chance, die ihm der Tübinger Verleger Georg von Cotta bot. Das Presse- und Verlagswesen blühte seit Kurzem auf, sodass er es wagte, Berufsschriftsteller zu werden. Als überzeugtem Republikaner bot sich ihm publizistische Reibungsfläche genug: polizeistaatliche und spätf feudale Verhältnisse, die Vielstaaterei mit ihren vierunddreißig Monarchien bzw. Herzog- und Fürstentümern. Gutzkow trat ein für einen Rechtsstaat, der individuelle Freiheit und soziale Gerechtigkeit gleichermaßen gewährleistete. Bestimmend wurde für ihn der Satz: »Das höchste Gesetz unserer Zeit ist die Freiheit der Selbstbestimmung.« Das hieß für den frankophonen Gutzkow, der ebenfalls Franzosen wie Balzac, Hugo und Saint-Simon las, in gleicher Weise: sich zu befreien von klerikaler Bevormundung, religiösen Zwängen und engstirnigen Moralvorschriften. Für Gutzkow war es Kunst und Literatur vorbehalten, sich nicht in vergangene historische Epochen oder in überzeitliche Traumwelten zu flüchten, sondern das Leben der Gegenwart – gesellschaftliche Wirklichkeit – zu beschreiben. Und dabei poli-

tische und soziale Ideen zum Ausdruck zu bringen und sie in der Form eines »Ideenschmuggels« zu präsentieren – wie er in »Wally« verfahren war im Geiste der Religionskritik der Linkshegelianer. Noch Georg Büchner, dessen Talent Gutzkow sofort erkannte und förderte, hatte er 1835 den Rat erteilt: »Treiben Sie wie ich den Schmuggelhandel der Freiheit, Wein verhüllt in Novellenstroh.« Als zum »Ideenschmuggel« besonders geeignet erklärte Gutzkow Roman- und Novellen-Prosa und das essayistische Genre der Literaturkritik. Kritik sei nicht nur Kampfstätte für die zeitgenössische Literatur, sondern sie eigne sich auch dazu, Kritik an den herrschenden Verhältnissen zu üben. Das alles war ganz im Sinne des Maulbronner Gymnasiasten und Tübinger Stiftlers Georg Herwegh. Er habe »die Entwicklung« seines »Geistes zum förmlichen Studium gemacht«, schrieb Herwegh an Gutzkow später (am 1. Juli 1839), und er sei »stolz darauf, der einzige Schwabe zu sein, der Ihnen aufrichtig und ganz huldigt«. <sup>14</sup>

### *Heines Schriften auf dem Index*

Nicht nur der Thron, auch der Altar bekämpfte regelrecht die Autoren des »Jungen Deutschland«. Am 7. Oktober 1836 wurde in allen Kirchen Roms bekannt gegeben, dass Heinrich Heines Schriften »De L'Allemagne«, »Reisebilder« und »De la France« auf den römischen Index gesetzt wurden wegen Propagierung des Endes des Christentums, der Aufkündigung der Heiligen Allianz von Thron und Altar, von Kirche und Staat. In der Urteilsbegründung hieß es: »Verfasser dieser drei in den Jahren 1833-34-36 in Paris gedruckten Werke ist Heinrich Heine, ein preußischer Untertan, der vom Deutschen Bund als Anführer der neuen ›Das Junge Deutschland‹ genannten Sekte geächtet wurde ... Alle strotzen vor religionsfeindlichen und gottlosen Grundsätzen und in allen wird das Christentum verspottet, die katholische Religion diskreditiert. ... Schließlich trachten alle danach, die Regierungen in Verruf zu bringen und die Völker zur Revolution aufzustacheln und diese als Anbruch der allgemeinen Befreiung auszugeben. Die Heilige Kongregation hat befunden, dass alle drei das Verbot unbedingt verdienen, denn alle drei Werke sind voller Irrtümer, Gotteslästerungen, Unanständigkeiten und Grundsätze, die den Umsturz der sozialen Ordnung beabsichtigen.« <sup>15</sup> Die »Emanzipation« von Thron und Altar durch die von Heine propagierte neue »Religion der Freiheit« – das empfand der Klerus als existenzbedrohende Kampfansage. Sie prägte nicht nur das 19. Jahrhundert.



*Mignets »Geschichte der Französischen Revolution«*

Im letzten Maulbronner Semester, im Sommersemester 1835, schrieb der 18-jährige Herwegh eine Hausarbeit über Mignets »Geschichte der Französischen Revolution von 1789 bis 1814«. Der Historiker François-Auguste Mignet hatte 1824 in Paris eine zweibändige »Geschichte der Französischen Revolution von 1789 bis 1814« veröffentlicht, die in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde. Die sechsbändige gleichnamige »Geschichte der Französischen Revolution« seines Freundes Adolphe Thiers erschien nahezu gleichzeitig von 1823 bis 1827, und auch sie begründete ihren gemeinsamen Ruhm als führende französische Historiker. Beide, Mignet wie Thiers, prägten im nachnapoleonischen restaurativen Frankreich die im allgemeinen positive Haltung zur Revolution von 1789, indem sie sie als natürliche Folge der feudalen Verhältnisse rechtfertigten. Damit halfen sie, die Julirevolution von 1830 vorzubereiten.

Da August Schäfers deutsche Übersetzung der verbesserten fünften Auflage von Mignets »Geschichte« erst 1836 erschien (im Mannheimer Verlag Heinrich Hoff), bediente sich Herwegh der französischen Ausgabe. Dass er sich dabei Mignets Urteil anschloss, erregte im konservativen Maulbronner Seminar Aufsehen. Ein Exemplar der Schülerzeitung »Der lachende Kosmopolit«, die Herwegh mit Rolf Diezel, seinem Maulbronner Freund (der später Journalist und politischer Schriftsteller wurde), herausgab und handschriftlich verbreitete, ist leider nicht erhalten. Herweghs gesteigertes Interesse für die Ereignisse und Personen der Französischen Revolution hielt lebenslang an.

In der Maulbronner Abschlussprüfung erhielt Herwegh in den Fächern Poesie und Deklamation die zweitbeste Note, ansonsten befand er sich innerhalb des Durchschnitts.

*Eintritt ins Tübinger Stift und Immatrikulation an der Theologischen Fakultät der Universität Tübingen – Hölderlin*

Die lustlos absolvierte Aufnahmeprüfung ins Tübinger Stift bestand der 18-jährige Herwegh als Sechszwanzigster unter 32 erfolgreichen Kandidaten. Er war damit einer von insgesamt etwa 150 Stipendiaten des Stiftes. Am 23. Oktober 1835 trat er in das streng geführte evangelische Konvikt ein, das bis zur Reformation ein Augustinerkloster gewesen war. Am 29. Oktober dann wurde er an der Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität immatrikuliert. Somit setzte Herwegh im Tübinger Stift die theologische Ausbildung auf Staatskosten fort – wie schon viele

berühmte Schwaben vor ihm: die legendäre Stubengemeinschaft der Hölderlin, Schelling und Hegel, danach kamen Hauff, Mörike, Waiblinger, nicht zuletzt der Philosoph Friedrich Theodor Vischer, der Jahre später, im Juli 1843, Herweghs Gedichte verständnislos abfällig rezensierte.

Tübingen war eine Stadt mit über 8.000 Einwohnern. Die Landesuniversität des Königreichs Württemberg war nicht nur Pflanzstätte vieler gelehrter Männer, sondern auch Ort eines ausgebildeten akademischen Kneipenlebens. Im ersten Stock des Hölderlinturms am Neckar lebte seit seinem 37. Lebensjahr, seit 1807, der an Schizophrenie erkrankte Friedrich Hölderlin in der Pflege des Schreinermeisters Ernst Zimmer, 36 lange Jahre, bis zu seinem Tode im Jahre 1843. Unter den Studenten und Dichtern, die ihn besuchten, befand sich auch Herwegh. Der Hölderlin, den Herwegh sah, war ein »Greis«, der »nichts mehr bieten kann als einige übelgriffige Akkorde auf einem elenden Klavier«. <sup>16</sup> Im Herbst 1840 schrieb Herwegh das schöne Sonett »Hölderlin«, und zuvor, im November 1839, bat er den Verleger Cotta in dem Aufsatz »Ein Verschollener«, <sup>17</sup> den schon vergessenen Hölderlin in einer repräsentativen Ausgabe »in würdiger Ausstattung« zurück ins »schwache Gedächtnis« zu holen.

Herwegh verstand Hölderlins Erkrankung politisch: Hölderlin, ein großer, altruistischer, zur Freiheit drängender Geist, seiner Berufung zum Dichter verpflichtet, sei von den nur dem Nutzen Verpflichteten sowie allein eng und opportunistisch Agierenden an den Rand der Gesellschaft gedrängt und auf diese Weise gleichsam krank gemacht worden: »Hölderlin, der eigentlichste Dichter der Jugend«, schrieb Herwegh in seinem Aufsatz, »dem Deutschland eine große Schuld abzutragen hat, weil er an Deutschland zugrunde gegangen ist. Aus unsern jämmerlichen Zuständen, ehe noch unsere Schmach voll wurde, hat er sich in die heilige Nacht des Wahnsinns gerettet, er, der berufen war, uns voranzuschreiten, und uns ein Schlachtlied zu singen.« Hölderlins »Schlachtfeld« war für Herwegh auch das seine: das des »Vaterlandes«, aber eben eines der Humanität, des »freien, großen Sinnes« (Herwegh). Genies wie Hölderlin lebten dagegen »wie Fremdlinge im eigenen Haus«. »Barbaren«, »mit denen er es zu thun« hatte, zerstörten seinen »schönen Geist«.

Auch in Hölderlin sah Herwegh ein Vorbild, einen ihm verwandten idealistischen Geist. Sie teilten die schwäbische Herkunft und bestritten, von Haus aus nicht begütert, ihre theologische Ausbildung dank staatlicher Hilfe auf dem Maulbronner Seminar und dem Tübinger Stift. Wie Hölderlin, der schließlich auf das Amt des Geistlichen verzichtet hatte und seiner Berufung zum Dichter gefolgt war, zog es auch Herwegh in diese ungewisse Zukunft. In der ersten Strophe seiner gelungenen Hommage auf Hölderlin drängte es ihn zu der Aussage, dass den

kleinteilig »Klugen«, den von der bloßen Realität geführten Normalbürger, immerzu die »Horen«, die täglichen Pflichten, »leiten« würden. Den »Genius« dagegen, den die »Gottheit« zur Welt gebracht hat, leitete anderes an. Und weil die »Gottheit« wisse, dass der Dichter »arm« dran sei, »legt sie am bösen Tag dem armen Kinde / Mit weicher Hand ums Aug' des Wahnsinns Binde, / dass es nie sehe, was das Herz verloren«. Die Götter haben daher schon zu seinen Lebzeiten den Genius Hölderlin »aus der Welt gebracht«, das heißt, ihn »freundlich« zu seinem Schutze dem Wahnsinn anheimgegeben.<sup>18</sup>

Hölderlin sei »zugrundegegangen« »an Deutschland«, an seinen »jämmerlichen Zuständen« – mit dieser Deutung nahm Herwegh lange vorher schon vorweg, was der französische Germanist Pierre Bertaux in seiner »Hölderlin«-Monographie von 1978 herausstellte, nämlich dass der Jakobiner und (wie Hegel und Schelling in der gemeinsamen Tübinger Studierstube) Fürsprecher der französischen Revolution eben deshalb zum Außenseiter stigmatisiert wurde. Geisteskrank sei er nicht gewesen, sondern nur ein »edler Simulant«.<sup>19</sup>

Bei seinem Eintritt am 23. Oktober 1835 in das Tübinger Stift zum Wintersemester 1835/36 hatte Herwegh die Verpflichtung unterzeichnen müssen, »auf Ehre und Gewissen« keiner Burschenschaft beizutreten und politische Gespräche zu meiden. Mit seinem gleichaltrigen Freund Gustav Diezel, mit dem er gemeinsam vom Maulbronner Seminar zum Tübinger Stift gewechselt war, schloss er sich dennoch der studentischen Vereinigung der »Patrioten« an. Sie waren Wirths Appell auf dem »Hambacher Fest« gefolgt und pflegten in dieser Verbindung ohne Statuten heimlich burschenschaftliches Gedankengut. Ihre Mitglieder nannten sich auch »Königsstiftler«, weil sie sich regelmäßig in Tübingen im »Gasthaus zum König« an der Herrenberger Straße trafen. Dort diskutierte »Horst«, so Herweghs Kneipname, mit den Kommilitonen Gustav Diezel, Emil Feuerlein, Robert Mayer (dem späteren Begründer der mechanischen Wärmelehre und des Gesetzes von der Erhaltung der Energie) u. a. über die Streitthemen ihrer Zeit: über literarische, philosophische und nicht zuletzt politische Fragen. Sie traten wie Wirth ein für demokratisch-republikanische »Volkssouveränität« und zugleich für das von Börne geforderte Ende des »Krieges der Reichen gegen die Armen« sowie für Gutzkows »Freiheit der Selbstbestimmung«. Sie begeisterten sich für die Freiheitsbewegungen in Griechenland, Polen und Italien, trugen sich Gedanken der Frühsozialisten wie die von Saint-Simon vor und lasen sich Passagen aus den emanzipativen Frauenromanen von George Sand vor. Eine besondere Rolle spielte dabei die Religionskritik von David Friedrich Strauß.

*David Friedrich Strauß »Das Leben Jesu, kritisch betrachtet«*

Der graduierte Dozent David Friedrich Strauß, von 1832 bis 1835 Repetent,<sup>20</sup> hatte drei Monate vor Herweghs Eintritt, im Juli 1835, das Tübinger Stift verlassen müssen. Seine vielbesuchten Lehrveranstaltungen sowie die 1835/36 bei Osiander in Tübingen erschienene zweibändige Streitschrift *»Das Leben Jesu, kritisch betrachtet«* erregten großes Aufsehen. Strauß war plötzlich der berühmteste und berüchtigtste Theologe seiner Zeit. Vorurteilsfrei hatte er bei der Durchsicht der vier Evangelien des Neuen Testaments die Quellen der angeblichen geschichtlichen Existenz Jesu, insbesondere seiner Wunder, wie historische Dokumente behandelt und überprüft. Und sie dabei nicht als Schilderung historischer Ereignisse, als historische Wahrheit bestätigt gefunden. Also hat er sie zu Mythen, zu Legenden, zu Erfindungen erklärt. Diese Mythen seien, so Strauß, »geschichtsartige Einkleidungen urchristlicher Ideen, gebildet in der absichtslos dichtenden Sage«. Jesus war kein Gottessohn, sondern wurde, stellte Strauß fest, mythologisch überhöht zu eben demselben. Mit dem sprichwörtlichen Wort Gottes hatten die Evangelien nichts zu tun. Keineswegs waren die den »überall geltenden Gesetzen des Geschehens« widersprechenden Wunder ein Eingriff Gottes in die Ordnung der Natur. Das war stärkster Tobak: Die biblischen Erzählungen enthielten keinerlei historische Wahrheit. Gläubige waren empört. Religionskritiker dagegen stimmten Strauß zu.

Hegels Schüler spalteten sich daraufhin in Links- und Rechtshegelianer. Vor allem aber: Strauß hatte damit die Masse der Christen geradezu schockiert. Sie hielten nach wie vor Altes und Neues Testament für Gottes Wort, für die wörtliche Offenbarung des Weltenschöpfers. Strauß, 27 Jahre alt, hatte mit *»Das Leben Jesu, kritisch betrachtet«* dagegen seine theologische Laufbahn zerstört. Der Entlassung im Juli 1835 aus dem Tübinger Stift folgte auch die aus dem Kirchendienst. Einige Jahre später endete seine im liberalen Zürich sich doch noch anbahnende Universitätskarriere angesichts eines blutigen Aufruhrs. Als Strauß 1839 nämlich als Theologieprofessor an die Universität Zürich berufen werden sollte, gerieten die Züricher Gläubigen und die Bauern des Kantons in hellen Aufruhr.

Straußens bahnbrechende Religionskritik hatte auch Herwegh überzeugt. Und mit Herweghs Zustimmung zu Straußens offenbarungskritischer Theologie wuchs auch sein Widerstand gegen das strenge disziplinarische Regelwerk im Tübinger Stift. Er las Verbotenes und Unliebsames. Er nahm maßgebliche neuere deutsche und französische Zeitschriften zur Kenntnis. So las er wohl auch in einem der Lesekabinette der Stadt die *»Revue des Deux Mondes«*. Monatlich veröffentlichte sie einen Großteil

der wichtigsten französischen Autoren.<sup>21</sup> Er las offenbar auch Ludwig Börnes Zeitschrift »La Balance«, die nur kurz, von Januar bis Juni 1836, in Paris erschien. Herwegh saugte förmlich alles auf, was Börne, Heine und Gutzkow publizierten und was er davon erreichen konnte.

Der Leitung des Stifts war der Student Georg Herwegh eben deshalb ein Dorn im Auge. Sie bescheinigte ihm, dass es ihm seit seinem Eintritt in das Stift an Fleiß im Studium der Theologie mangle und dass er zu viel Interesse der Belletristik widme. Sie warfen ihm und seinem Freund Gustav Diezel schließlich die Zugehörigkeit zur burschenschaftsähnlichen Vereinigung der »Patrioten« vor; und nicht zuletzt, dass er in brieflichem Kontakt mit Autoren des »Jungen Deutschland« stehe. Also zu jenen Autoren, die, so der offizielle Begründungstext des Verbotes, »die christliche Religion auf die frechste Weise« angriffen, die »die bestehenden sozialen Verhältnisse« herabwürdigten und »alle Zucht und Sittlichkeit« zerstörten. Herwegh wurde der Stiftsleitung missliebiger. Zwar erteilte ihm das »Inspektorat« die Erlaubnis, sich von Tübingen aus zu Fuß oder mit der Postkutsche nach Balingen zu den Verwandten zu begeben oder nach Stuttgart zum Vater. Mehr und mehr indes geriet er überkreuz mit der Haus- und Disziplinarordnung des Stiftes. Karzerstrafen wurden gegen ihn verhängt: Wegen mangelnden Fleißes oder weil er die Reiseerlaubnis überzogen und obendrein Schulden gemacht hatte. Buchhändlern und Schneidern schuldete Herwegh bald an die 140 Gulden. Als er am 17. Juli 1836 wieder einmal in der Stadt – wie seinerzeit auch der 18-jährige Stiftler Hegel – des Guten zu viel »dem Bacchus geopfert« hatte (auch Hegel verbrachte darum einige Stunden im Karzer) und, zurück im Stift, aufsässig gewesen sein soll, war für die Stiftsleitung das Maß voll. Wegen »Be-trunkenheit und einem im höchsten Grade injuriösen Betragens gegen einen Repetenten« musste er auf Beschluss des »Inspektorates« zunächst vom 18. bis 26. Juli 1836 im Karzer des Tübinger Stiftes Quartier beziehen. Danach wurde er mit »Verfällung in den Kosten-Ersatz« des Stiftes verwiesen, das hieß, er hatte die bisher bezogenen Stipendiumsgelder wieder zurückzuzahlen – aus seinem zukünftigen Gehalt. Herwegh unterzeichnete am 5. August freilich nicht ohne innere Genugtuung das Entlassungsschreiben und verließ noch am selben Tag nach gut zehn Monaten Zugehörigkeit das Tübinger Stift.

Er blieb in Tübingen und wechselte zum Wintersemester 1836 in die Juristische Fakultät der Universität. Im Wesentlichen aber hörte er geschichtliche und literaturwissenschaftliche Vorlesungen. Nach einem halben Jahr, am 9. Juni 1837, brach er das Studium der Rechte wieder ab. Nicht Jurist wollte er werden, sondern Schriftsteller – wie Gutzkow oder Börne oder Glaßbrenner. Und Stücke schreiben wie Gutzkow oder

Brief- bzw. Journal-Prosa wie Börne und dessen Kontrahent Heinrich Heine, aber auch Theater- und Literaturkritiken. Wobei ihm das Satirische ebenso lag wie dem Berliner Glaßbrenner.

*Hegels letzter Satz in seiner letzten Philosophievorlesung:  
»Die Freyheit ist das Innerste ...«*

David Friedrich Strauß prägte Herwegh, und mit ihm tat es auch dessen Philosophielehrer Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der Tübinger Stifter, der dort schon im Oktober 1788 ein Zimmer bezogen hatte, Rousseau las, von dessen *Volonté générale* fasziniert war und sich mit seinen Freunden Friedrich Hölderlin und Friedrich Wilhelm Joseph Schelling für die gerade in Paris ausbrechende Französische Revolution begeisterte. Sie verfolgten sie anhand der Presseberichte. Strauß hatte am 11. November 1831, einem Freitag, drei Tage vor Hegels Tod, noch dessen Vorlesung besucht. In Berlin wütete gerade die aus Russland und Polen eingeschleppte »asiatische Cholera«. Sie kostete 1.426 Menschen, unter ihnen Hegel, das Leben. Als Hörer in der letzten Vorlesung Hegels über die »Grundlinien der Philosophie des Rechts« notierte Strauß als letzten Satz Hegels: »Die Freyheit ist das Innerste, und aus ihr ist es, dass der ganze Bau der geistigen Welt hervorstiegt.« Hegel, ein Gegner jedes religiösen Fundamentalismus und politischer Tyrannei sowie des Polizeistaates, stellte sich gleichsam in die Tradition der »Worte Vernunft, Aufklärung, Recht ... Verfassung und Freiheit«. <sup>22</sup> Er war, so Klaus Vieweg in seiner gewichtigen Biographie, »der Philosoph der Freiheit«, ein Vordenker der demokratischen Moderne, indem er sich einsetzte für Gewaltenteilung, Trennung von Kirche und Staat, für einen Staat, der Rechtssicherheit garantierte und der die Schonung der natürlichen Ressourcen sowie die Verantwortung für das Gemeinwohl übernahm. Hegel, der in Zusammenhängen und dialektisch in der Entfaltung von Widersprüchen dachte, war, so Vieweg, bis an das Ende seiner Tage ein Verteidiger der universellen Menschenrechte: »Der Mensch gilt so, weil er Mensch ist, nicht weil er Jude, Katholik, Protestant, Deutscher, Italiener ist.«

In seiner Geschichtsphilosophie verband Hegel den historischen Fortschritt mit der Idee der Freiheit. Eingeschrieben war ihm und der Geschichte der Philosophie eine Dynamik hin zur Freiheit. Es handelte sich im Grunde um den Prozess einer anhaltenden Emanzipation. Hegel beschrieb so nichts weniger als den Geist der Freiheit, der sich zum Beispiel Ausdruck verschaffte in der Französischen Revolution. Wenn er natürlich auch wie Schiller und wie viele der aufgeklärten Zeitgenossen den